

Als habe jemand den Merkur verschoben

Psychohistorische Konferenz in Potsdam zur ukrainisch-russisch-deutschen Verständigung vom 28. - 31. Mai 2015

Das hatte es nie zuvor gegeben: eine gemeinsame gruppenanalytische Konferenz für TeilnehmerInnen aus der Ukraine, Russland und Deutschland. Und der historische Hintergrund dieses „Triologs“ der angereisten Psychotherapeuten in einem Potsdamer Tagungshotel wog schwer: die Gewaltgeschichte ab dem Ersten Weltkrieg einschließlich der Revolutionen von 1917/1918, dem Zweiten Weltkrieg und der Phase des Kalten Krieges bis zu deren Nachwirkungen in die Gegenwart. Diese waren vom ersten Moment an spürbar - kamen doch mit den russischen und ukrainischen Teilnehmern Menschen zusammen, deren Nationen sich in einer Art Kriegszustand miteinander befinden, der täglich Tote fordert. Doch schon diese Beschreibung der Lage wäre unter den Teilnehmern strittig. Und dass der parallel ausgetragene Propagandakrieg auch auf deutschem Boden ausgefochten wird, zeigte sich schon bald. Die Probleme der Kommunikation hatte Dr. Alder selbst immer wieder erfahren können. Seit Jahren schon führt ihn seine Seminar­tätigkeit als Gruppenanalytiker und Jung´scher Psychoanalytiker nach Moskau, St. Petersburg, nach Krasnodar und nach Kiew. Mit dort lebenden und arbeitende Kollegen - der Jung´schen Analytikern Elena Pourtova in Moskau und Dmitro Zalessky aus Kiew - entwickelte er das gruppenanalytische Konferenzkonzept nach dem Vorbild der jahrelangen psychohistorischen Versöhnungsarbeit zwischen Deutschen und Juden. Die Ziele waren hochgesteckt: Es sollten Möglichkeiten geschaffen werden, traumatische Erfahrungen auszuhalten und zu verarbeiten, in dem die Teilnehmer ihre persönlichen und kollektiven Erfahrungen miteinander austauschten und die Projektionen – auch die kollektiven – in diesem geschützten Rahmen wahrnahmen und reflektierten. Voneinander lernen, statt andere zu belehren, darum ging es den Initiatoren dieser Konferenz im Kern, die ohne die

Unterstützung mehrerer Fachgesellschaften* nicht möglich geworden wäre. Sie alle wünschten sich, dass die Teilnehmer schlussendlich, bereichert um diese neuen Erfahrungen, als Multiplikatoren zurückkehrten in ihre Heimatorte in Ost und West.

Als Dr. Alder in seiner kurzen Begrüßungsrede die Regeln der künftigen Kommunikation darlegte, und unter anderem davon sprach, dass Gewalt verboten sei, war es ein amüsiertes Lächeln, dass die angereisten Gäste (meist Psychotherapeuten, einige wenige Historiker und Soziologen) aus verschiedenen Ländern für einen Moment einte. Doch wenn auch von Gewaltausbrüchen nichts bekannt wurde, so hat doch die Wucht der in den Folgetagen freigesetzten Emotionen manche überrascht. Von ihr zu sprechen, ist nicht möglich, ohne vom eigenen Erleben zu erzählen. Keiner der Konferenzteilnehmer konnte in alle vier Kleingruppen Einblick nehmen – wer aber einer angehörte - das waren alle Teilnehmenden, musste vom ersten Tag an jeden scheinbar objektiven Beobachterstatus aufgeben und Teil von etwas werden, das emotional weit tiefer ging als ein Meinungsaustausch unter etwa einem Dutzend Menschen aus drei Ländern. Gearbeitet wurde im Wechsel in Klein- und Großgruppen in der englischen Tradition der Gruppenanalyse. Gleich zu Beginn wurden die 38 Teilnehmer ihren Kleingruppen zugeteilt, die als eine Art „Basislager“ dienen sollten, als sicherer Ort bei dieser ungewöhnlichen Seelen-Expedition. Jede Gruppe umfasste etwa 8-10 Mitglieder - nach Nationalitäten und Geschlecht gemischt. Hinzu kamen je zwei, aus unterschiedlichen Nationen stammende GruppenleiterInnen und – in drei der vier Gruppen – ein deutsch-russischer Übersetzer bzw. eine Übersetzerin. Die vierte Gruppe, für die sich die Gäste der Konferenz bereits bei der Anmeldung entscheiden konnten, war englischsprachig. Ferner würden je zwei studentische BeobachterInnen der International Psychoanalytic University Berlin die Kleingruppenarbeit von einer Position außerhalb des Gruppensitzkreises aus beobachten. Ihr Ziel war es, unter der Leitung von Prof. Dr. Michael B. Buchholz, den Gruppenprozess zu

erforschen.

Klar war den Teilnehmenden schon zu bald zu Beginn, dass zwischen den Kleingruppensitzungen sie auch immer wieder zu den vielen kreisförmig angeordneten Stühlen im großen Tagungsraum zurückkehren würden. Hier sollte die Großgruppe stattfinden, die möglichst „wie ein Spiegel der Gesellschaft“ funktionieren sollte, wie es im Ankündigungsflyer hieß, als Ort, an dem sich „historisch und gesellschaftlich induzierte Stimmungen und Konflikte darstellten.“ Und tatsächlich war es hier, dass gemeinsam geschwiegen wurde in Trauer, manchmal auch Ratlosigkeit oder Einverständnis – um im nächsten Moment Bilder und Symbole wie kleine leichte Bälle durch den Raum springen zu lassen, die die Teilnehmer mitnahmen in ihre Kleingruppen, um ihnen dort nachzuspüren: Ein solches Bild war das des Drachentöters St. Georg, auf den das Georgsbändchen zurückgeht, das dieser Tage viele Russen zum Gedenken an den sowjetischen Sieg vor 70 Jahren ans Revers oder ihren Autospiegel knüpften. Wer ist der Drache, wofür steht er in dieser konflikthaften Zeit? Was verändert sich, wenn wir ihm direkt in die Augen sehen? Was bedeutet es, wenn der Drache auf manchen Darstellungen von einer Frau an der Leine geführt wird, wenn er in christlichen Ländern Luthers Antlitz oder die Gestalt eines Muselmanen annehmen kann? Auch das fragten wir uns in den Kleingruppen. Über die Geschehnisse und Gespräche dort zu berichten, verlangt jedoch zuallererst danach, die Identität und Privatsphäre jedes Gruppenmitglieds zu schützen. Daher ist es notwendig, an die Stelle der mir so vertraut gewordenen Namen neue zu setzen.

Ivan soll nun also der Mann heißen, der mir, der einzigen deutschen Frau meiner Gruppe (abgesehen von der Leiterin), zu Beginn der ersten Kleingruppensitzung bärenhaft-schwer gegenüber saß und mit monotoner Stimme „die Russen“ zum Lachen brachte, ohne selbst eine Miene zu verziehen. Undurchdringlich und selbstgewiss erschien mir damals noch das Gesicht jenes „Ivan“, das sich, wie die Gestalt vieler russischer Teilnehmer, im Verlauf der Konferenz für mich

wandeln sollte. Doch zunächst kamen mir die musternden Blicke dieser im Halbkreis vor mir sitzenden Menschen schnell zu nah. Lang erschienen die Minuten, bis endlich der Dolmetscher eintrat und uns eine gemeinsame Sprache gab. Vier Tage später, beim Abschied aber, als ich Ivan wie manche Mitglieder „meiner Gruppe“ umarmte, erschien er mir stark und warm, ich freute mich einmal mehr an seinem trockenen Humor und war betrübt, dass ich ihn wohl lange nicht wiedersehen würde. Diese Trauer hätte ich mir am ersten Tag so wenig vorstellen können, wie dass ich Ivan irgendwann mit Zornesstränen in den Augen zurufen würde, ich sei nicht Angela Merkel, kein willfähriger Büttel Amerikas, und ganz gewiss niemand, der Russland beschämen wolle. Aber auch Ivan selbst schien im Moment der Konfrontation von seiner Wut überrascht worden zu sein, die er in seiner Schimpftirade auf „die Deutschen“, zum Ausdruck gebracht hatte, - auch über dieses starke Gefühl der Demütigung seines Landes, das er als Teil seiner selbst entdeckte. Die sanftmütig wirkende Victoria war es, (nennen wir sie so), die daraufhin ausrief, auch sie wolle nicht länger Putin sein, dem sie, wie sie sagte, nichts zu verdanken habe und den sie doch immer wieder so vehement verteidigte. Lange Schweigeintervalle gehörten auch dazu in jenen Phasen, in denen wir Auswege aus der immer wieder herrschenden Sprachlosigkeit suchten, wegkommen wollten vom Misstrauen und den projizierten Täterbildern. Doch immer häufiger fühlte sich die kleine Gruppe an wie eine Art Schutzraum, in der wir zu den eigenen Geschichten zurückkehren konnten, die unvermittelt Türen in fremde Seelen zu öffnen vermochten. „Darja“ war es wohl, die als erste von ihren Kindern erzählte, vom oft irritierend patriotischen Stolz der Söhne auf ihr Land. Sie beschrieb, wie tief es sie berührt habe, die fotokopierten Bilder der Heldenväter und -großväter zu sehen, die so viele Russen in Moskau anlässlich des 70. Jahrestag des Sieges über Nazideutschland hinter ihre Windschutzscheiben geklemmt hatten. Sie gestand uns die Freude, die sie - aller Distanz gegenüber Heldenmythen zum Trotz -, darüber empfand, dass die Männer ihres Landes nun in der Welt nicht mehr als „dumm und betrunken“

galten. „Alisa“ war es, die dann ergänzte, dass sie in in ihrer Heimat derzeit nicht von ihrer Großmutter sprechen könne, die während der Zeit des Zweiten Weltkriegs russische Soldaten pflegte, die sich in Hände und Füße geschossen hatten, nur um nicht aufs Schlachtfeld zurückkehren zu müssen.

Doch immer blieb auch diese schmerzliche Leerstelle: „Die Ukrainer“ fehlten aus unbekanntem Gründen in unserer Gruppe. Zu lange schon wurde der Streit über den politisch-militärischen Konflikt offenbar innerhalb der Familien oder der Freundeskreise vieler russischer Gruppenmitglieder erbittert ausgetragen – oder aber absichtlich totgeschwiegen. Und wieder fehlte nun der leibhaftige Widerpart. „Mit den wenigen Ukrainern auf der Konferenz führen wir in den Pausen höfliche Gespräche, mit euch Deutschen streiten wir stellvertretend“, sagte eine russische Teilnehmerin. Und doch, auch als Abwesende waren sie stets bei uns: Scham und Schmerz, Angst, Wut und Trauer richteten sich auf sie – kamen in vielen Formen zum Ausdruck. „Mila“ erzählte uns von einem Traum: Jemand hatte eine Maschine benutzt, um den Planeten Merkur zu verschieben. Es half nichts, dass sie es noch hatte verhindern wollen. Es war zu spät. Das Sonnensystem war aus dem Lot geraten, doch der Blick in den Himmel verriet nicht, wie existenziell gefährlich es war, was sich da vollzogen hatte. Niemand nahm Notiz von der Veränderung, und doch war alles anders geworden.

Einer der bewegendsten Momente in der Großgruppe war es, als eine ukrainische Teilnehmerin plötzlich in dieser sprachlich vom Russischen und Deutschen dominierten Konferenz in ukrainischer Sprache von ihren Erlebnissen und Empfindungen berichtete, und eine der russischen Teilnehmerinnen zu weinen begann. Es lag Heilendes in diesem Moment, als wir der fremden auf besondere Weise nahen Sprache gemeinsam lauschten. Angesichts dieses allgegenwärtigen Krisenherds Russland-Ukraine quälte mich die Frage, wie ich da noch meine Geschichte mit meiner Kleingruppe teilen könnte? Ich hätte mein Anliegen am liebsten wie einen Rucksack voller Steine in einer Ecke des Hotels zurückgelassen. Doch die Worte wollten nicht aus meinem Kopf weichen: „Als

„Der Ivan“ bei Kriegsende unser Dorf erreichte“, so haben es mir meine Großmutter und meine Mutter wieder und wieder erzählt, als ich ein Kind war, „da waren wir Frauen dran.“ 13 Jahre war meine Mutter bei Kriegsende, und noch heute, mit 83 Jahren, erzählt sie meinen Kindern von den Vergewaltigungen der Rotarmisten in dem kleinen Ort im ehemaligen Posen: „Erst haben sie getrunken, dann haben sie gesungen, dann haben sie die Frauen und Mädchen geholt.“ Der Geruch von Wodka auf einem Familienfest oder der Gesang russischer Volkslieder im Fernsehen ist ausreichend, dass ihr speiübel wird. Wie konnte ich ihr Trauma in diesem Umfeld so wichtig nehmen, ich, Enkelin eines deutschen Offiziers, der im Russland-Feldzug dabei war? Zwei schlaflose Nächte brauchte ich, bis ich darüber sprechen konnte. Doch selbst diese Geschichte hatte Platz in unserer Gruppe. Die Scham, die russische Teilnehmer spontan über die Geschehnisse vor 70 Jahren formulierten, war für mich kaum zu ertragen. Die Erfahrung, dass der Schmerz und die Trauer in dieser Gruppe geteilt und aufgefangen wurden, tat gut. Auch „Kira“ machte diese gute Erfahrung, als sie nun über ihre Kopfschmerzen sprach, die sie seit Tagen quälten und über das Schicksal ihrer Großmutter, über das in ihrer Familie kaum geredet wurde: Im Zweiten Weltkrieg war sie von einem deutschen Soldaten vergewaltigt worden, der ihr danach in den Kopf geschossen hatte. Sie hatte überlebt, doch die Kugel war stecken geblieben, blieb zeitlebens in ihr. Wie ein Symbol schien sie uns für den Schmerz, der festsitzen und paradoxerweise zugleich durch die Generationen wandern konnte, solange wir ihn nicht ansahen und betrauernten. Die Wärme und Anteilnahme in dieser Gruppe, die von unseren Gruppenleitern so einfühlsam geführt und begleitet wurde, nahm ich mit nach Hause wie das wunderschön bemalte Lackkästchen, das „Mila“ mir am letzten Tag schenkte. Ich habe es weitergereicht - an meine Mutter.

Schade nur, dass ich am letzten Abend, als Russen, Deutsche und Ukrainer gemeinsam ausgelassen feierten und sangen, nicht dabei sein konnte. Zu gerne hätte ich einmal zusammen mit „Ivan“, „Mila“ und den anderen russische

Volkslieder gesungen.

Der Konflikt zwischen Russland und der Ukraine ist durch diese Konferenz um nichts kleiner geworden. Auch der Verdacht unter uns Teilnehmern, dass der jeweils andere, wenn es um die politische Bewertung der Lage geht, ein Opfer von Propaganda ist, hat sich gewiss nicht auflösen lassen. Doch „Ich nehme etwas von euch mit“, sagte mir eine russische Teilnehmerin, als wir beim Abschied Adressen tauschten, und legte die Hand auf ihr Herz. Ich wusste, was sie meinte: In dieser vier Tage währenden Arbeit haben sich nicht nur unsere Seelen in Schmerz und Zorn und in Liebe berührt. „Das hier ist eine große Sache, die unbedingt weitergehen muss“ - überall war dieser Satz am letzten Tag zu hören: „In zwei Jahren vielleicht wieder in Potsdam, am besten aber immer aufs Neue!“

Anja Manz

*Psychotherapeutische Fachgesellschaften, ohne die die Konferenz nicht hätte stattfinden können: Internationale Gesellschaft für Analytische Psychologie, Deutsche Gesellschaft für Analytische Psychologie, Brandenburgische Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und medizinische Psychologie, Berliner Institut für Gruppenanalyse, Deutsche Gesellschaft für Gruppenanalyse und Gruppenpsychotherapie.